

Literatur des Auslandes.

N^o 50.

Berlin, Mittwoch den 26. April

1837.

Italien.

Alessandro Manzoni's Ideen über literarische Kritik.

1) Wer ein literarisches Werk beurtheilen will, hat die Elemente zur Begründung seines Urtheils in dem Werke selbst, nicht außer demselben zu suchen. Auf drei Punkte, meine ich, kommt es hierbei an. Es fragt sich nämlich: was hat der Autor beabsichtigt? hat er etwas Vernünftiges beabsichtigt? endlich, hat er seine Absicht erreicht? Wer sich über diese Vorfragen hinwegsetzt und über jedes Produkt nach Regeln aburtheilt, deren Richtigkeit und Allgemeingültigkeit keinesweges feststeht, ja vielleicht geradezu bestritten wird — nun, der setzt sich der Gefahr aus, verkehrt zu urtheilen, was sich übrigens unter dem Monde häufig ereignet und Gottlob nicht viel zu sagen hat.

2) Die Menschen haben mancherlei Mittel erfunden, einander das Leben schwer zu machen, und eines der scharfsinnigsten besteht darin, daß man über jeden beliebigen Gegenstand zweierlei Behauptungen ausgesprochen hat, die einander schmerzhaft zuwider laufen und gleichwohl beide für unfehlbar gelten sollen. Dergleichen hört man, wo von den größten, wichtigsten Interessen und Fragen die Rede ist; kein Wunder, wenn auch bei Kleinigkeiten einer so unbedeutenden Sache, wie die Poesie, solcherlei Maximen fleißig aufgetischt werden und der Dichter den schwer zu befolgenden Rath vernimmt: „Sei originell, aber nimm Dir bei Leide nichts heraus, wovon sich bei den großen Dichtern der Vorzeit kein Beispiel findet.“ Dergleichen Vorschriften dienen nur dazu, dem Poeten seine Kunst ohne Noth mühselig zu machen, und schneiden ihm alle Aussicht und Möglichkeit ab, sich über die Idee und Ausführung seines Werkes zu rechtfertigen, — eine Rechtfertigung, die schon ebendies genug erschwert wird durch die Geneigtheit des Publikums, sich über Einen, der sich um seiner Verse willen der Haut wehrt, lustig zu machen.

3) Wer an einer verkehrten Meinung festhält, bedient sich zu ihrer Darlegung in der Regel umwundener Phrasen und Metaphern, die wahr oder falsch sein können, je nachdem man sie nimmt und anwendet. Der klare und bestimmte Ausdruck würde die Irrthümer und Widersprüche aus ihrem Verstecke treiben. Man hat in solchem Falle, um die Unwahrheit einer Meinung oder Behauptung aufzudecken, nur auf den Punkt hinzuweisen, wo jene Ambiguität zum Vorschein kommt.

4) Eine Behauptung aufstellen, die mit den begründeten oder für begründet geltenden Ansichten der angesehensten Männer im Widerspruche steht, ohne zugleich seine eigenen Gründe beizubringen, ist immer misslich; mindestens muß man versprechen, diese nachträglich zu geben.

5) An einem umfassenden, bedeutenden, inhaltsreichen Werke die Fehler nachzuweisen, die man darin entdeckt zu haben glaubt, das Vorzügliche aber und Wertvolle darin mit Stillschweigen übergehen — ein solches Verfahren ist vielleicht streng genommen nicht ungerath, aber ganz gewiß unbillig; es ist auch nicht human. Man soll an einer Sache, die mehrere Seiten hat, nie bloß die ungünstige hervorgehen.

6) Nicht allein der Anstand, sondern auch Religion und Gewissen machen es zur Pflicht, wo ein Streit unvermeidlich ist, ihn nicht auf tiebloser Weise zu führen, sich jeder niedrigen Waffe und jeder Verletzung des Partesfühls auch im Eifer des Kampfes zu enthalten.

7) Nie sülbt man sich zur Verfechtung der eigenen Meinungen, zur Darlegung der eigenen Ansichten lebhafter angepornt, als wenn man fremde, entgegengesetzte mit Geist, Anstand und Anmut vortragen, mit Sachkenntnis und dem Ausdruck tiefer Ueberzeugung durchzuführen hört.

8) Nur die Unwahrheit ist frivol, und zwar in jeder Bedeutung des Wortes.

9) Der rhetorische Stil, wie er von den Meisten verstanden und gelbt wird, sülbt nicht geringe Nachteile mit sich und verleitet zu schweren Veräumdungen gegen Logik und Moral. Einer der häufigsten dabei vorkommenden und am meisten auffallenden Fehler besteht darin, daß man das Gute oder Böse an einer Sache mit Uebertreibung hervorhebt und den Gegenstand aus seinen natürlichen Beziehungen und Verbindungen herausreißt; dabei kommt, wenn auch nicht gelogen wird, immer ein großer Theil der Wahrheit zu kurz. Aus einem Komplex von Wahrheiten Eine willkürlich und auf Kosten der übrigen geltend machen, heißt den ganzen Komplex entstellen oder gar zu Grunde richten, wobei denn diejenige, welche der Redner unter seine Protection genommen, mit verloren geht. Gleichwohl schenken Viele solchen rhetorischen Kunststücken Beifall und preisen als Kraft und Energie des Geistes, was im Grunde nichts Anderes ist als Schwäche, Einseitigkeit,

Unfähigkeit, einen Gegenstand von allen Seiten und Beziehungen mit einem Blicke zu überschauen.

10) Populair sollte nur heißen, was dem Volke zur Belehrung und Besserung, nicht, was seinen Leidenschaften und Vorurtheilen zur Nahrung dient.

11) Wer uns in Zweifeln aufhält, macht uns Pein; wer uns im Klaren aufhält, macht uns gleichfalls Pein — nur pflegen wir die letztere Langeweile zu nützen.

12) Was einem systematisch gewöhnten Geiste fehlerhaft erscheint, braucht es darum noch nicht zu seyn; andere Augen sehen anders.

13) Wir haben ein natürliches Interesse daran, gewisse Dinge in Ehren zu halten. Wenn nun Jemand gerade deswegen geneigt ist, alles Schlimme zu glauben, was man jenen Dingen nachsagt — beweist er dadurch seine Unparteilichkeit? ich denke, ganz was Anderes.

14) Läßt sich ein vergleichendes Urtheil über zusammengesetzte, umfassende Gegenstände in Worten kurz und einfach ausdrücken, so muß es desto sorgfältiger und vorsichtiger geprüft werden. Denn, was sich so einfach verhält, das sind nicht die Dinge selbst, sondern es sind nur unsere Gedanken über die Dinge.

15) Es läßt sich gar nicht sagen, wie groß die Autorität eines Gelehrten von Profession bei seinen Zuhörern ist, wenn er ihnen demonstriert, was sie selber schon zu wissen glauben.

England.

Hallam's Europäische Literaturgeschichte.

Henry Hallam hat sich durch seine größeren Geschichtswerke bereits vielfache Verdienste um die Englische Literatur erworben. Sein Werk über das Mittelalter hat gewissermaßen Licht und Ordnung in dieses bis dahin mit großer Unkenntnis behandelte Gebiet der Englischen Geschichtschreibung gebracht. Die Britischen Historiker des achtzehnten Jahrhunderts sind mit der „Barbarei“ des Mittelalters recht eigentlich barbarisch umgesprungen; Hallam gab zuerst das Beispiel einer Darstellung, wie sie eines wissenschaftlichen Zeitalters würdig war. Sein zweites großes Werk, die Verfassungsgeschichte von England, hat die wesentlichsten Schwierigkeiten aufgehebt, an denen bisher jeder Versuch zur genauen und sicheren Feststellung des Ursprunges der Britischen Verfassungselemente gescheitert war. Ganz kürzlich hat er nun ein drittes Werk herausgegeben, und zwar von eben so wichtigem und noch umfassenderem Inhalte, als die beiden vorigen, seine „Einleitung zur Europäischen Literaturgeschichte des 15ten, 16ten und 17ten Jahrhunderts.“ — also eine Darstellung der raschen und glänzenden Entwicklung, wodurch die Europäische Menschheit sich aus den Fesseln der Sklaverei und aus der Nacht des Aberglaubens zu der Höhe ihres gegenwärtigen weltbeherrschenden und weltleuchtenden Standpunktes erhoben hat. Herr Hallam ist durch Geist und Gelehrsamkeit ganz der Mann für eine solche Aufgabe, fleißig, sorgfältig, gewissenhaft, streng unparteilich. In seiner Vortragsweise und seinem Urtheile ist etwas Grundehrliches, wozu der Leser auf der Stelle Vertrauen gewinnt; mit Einem Worte, Herr Hallam ist auf dem besten Wege, für das Publikum seiner Zeitgenossen eine Autorität zu werden, auf deren Zeugniß in historischen Dingen man sich beinahe instinktmäßig verläßt. Sogar wo volkliche Beziehungen und Neigungen ins Spiel kommen, weiß unser Autor — obwohl ein eifriger Whig und, wo es über Feudalwesen und Bischöfe zu Gericht geht, ungezügelt in seinem Redefluße — die Tugend der historischen Unparteilichkeit zu wahren und seinen schärfsten Eifer zu üblicher Mäßigung herabzustimmen. Daß er anderen und vornehmlich Deutschen Forschungen bei seinem Werke viel zu verdanken hat, giebt Herr Hallam bei jeder Gelegenheit zu, und gewissenhaft giebt er auch immer die Quelle an, aus der er geschöpft hat.

Der vorliegende erste Band des Werkes beginnt mit einem kurzgefaßten, aber sehr praktischen catalogue raisonné der hauptsächlichsten Sammelwerke über Europäische Literaturen. Dann wird die Geschichte der Kämpfe und Bestrebungen, durch welche die Intelligenz sich von den Fesseln der Unwissenheit und von der kirchlichen Bevormundung losgerungen hat, im 13ten Jahrhundert aufgenommen und mit lehrreichem Eingehen auf die merkwürdigsten und anziehendsten Umstände und Einzelheiten bis in das 16te Jahrhundert herabgeführt. Mit dem Jahre 1550 schließt dieser erste Band ab. Für eine kritische Würdigung der Vorzüge oder Irrthümer in einem so großartigen und ausführlichen

*) Introduction to the Literature of Europe in the 15th, 16th and 17th centuries. By Henry Hallam. Vol. I. London, Murray.

Werke ist hier nicht der Ort; wir können nur aus dem Inhalte selbst nachstehende Andeutungen über gewisse, allgemein interessante Gegenstände entlehnen.

Bekanntlich hat die Besitznahme der Provinzen des Römischen Reiches durch die nordisch-germanischen Stämme eine völlige Neugestaltung der Idiome in den verschiedenen Ländern zur Folge gehabt. Das alte Lateinische, die herrschende Sprache des Weltreiches, verlor sich nach dessen Sturz im Munde der Völker, und an ihrer Stelle entstand allmählig eine jüngere Generation lateinischer Tochtersprachen, jede mit ihrem nationalen Gepräge, jede mit eigenthümlichen Vorzügen und Schönheiten ausgestattet, jede reich und geschickt in Ausdrücken und Wendungen für alle Bedürfnisse und Verhältnisse menschlicher Rede, jede endlich die Mutter einer neuen Literatur. Der Anfang des 13ten Jahrhunderts ist die Zeit, wo alle diese Sprachen völlig konsolidiert erschienen, in der Form und dem Charakter, worin ihre Entwicklung bis auf den heutigen Tag fortgeschritten ist. Um diese Zeit hatte das westliche Europa seine fünf wohlunterschiedenen Hauptsprachen: das Französische, Spanische, Italienische, Englische und Deutsche; auf einigen Punkten der Pyrenäischen Halbinsel war noch der Basische Dialekt und das Arabische herrschend. Frankreich, welches in allen Dingen, wo es auf Geisteslebendigkeit und Thätigkeit ankommt, von jeher den anderen Völkern vorauslief, aber freilich sich hernach in manchen Stücken wieder überholen ließ, Frankreich hatte damals unstrittig die größte Zahl und Mannigfaltigkeit an Schriftstellern aufzuweisen; Italien hingegen, damals das höchst civilisirte Land, dicht bevölkert, voll Reichthum, voll kriegerischer und gelehrter Männer, besaß bei weitem die vollkommenste Literatur, die schönsten und anmutigsten Erzeugnisse der Dichtkunst; ihm entlehnten dann die übrigen alle Muster. Gegen beide stand England weit zurück, doch hatte es seinen Chaucer und Wicliffe, die Wegweiser einer größeren Zukunft. Deutschland war den übrigen fast gar nicht bekannt.

Um dieselbe Zeit wurde eine Entdeckung gemacht, anscheinend sehr einfach, aber von den wichtigsten Folgen für die allgemeine Verbreitung von Kenntnissen, indem dadurch die Benutzung der Schreibkunst erleichtert und aller Welt zugänglich gemacht wurde. Wir meinen die Erfindung des Leinen-Papiers. Von Alters her war der Aegyptische Papyrus das gebräuchlichste Schreibmaterial gewesen; nach der Eroberung Aegyptens durch die Araber im 7ten Jahrhundert begann den Europäern dieser Stoff zu fehlen — mit Ende des 7ten Jahrhunderts finden wir die letzten, seltenen Beispiele vom Gebrauche des Papyrus — und man mußte auf Ersatzmittel denken. Ein solches fand sich im Pergament; bereits unter Karl dem Großen und seinen Nachfolgern scheinen alle Urkunden auf Pergament angefertigt worden zu seyn. Die Kostbarkeit dieses Materials that jedoch der Literatur und den Wissenschaften empfindlichen Schaden; für die damals Lebenden hielt es sehr schwer, sich Mittel zum Schreiben zu verschaffen, und bei weitem die Meisten mußten ganz darauf verzichten; noch schmerzlicher zu betlagen ist der Verlust unzähliger werthvoller Ueberreste der alten Literatur, herbeigeführt durch die Sitte, von bereits beschriebenen Pergamentblättern die Schrift herunter zu kratzen, um für mönchische Lucubrationen und juristische Gräbelereien Raum zu gewinnen. Ein neues und besseres Material brachten die Sarazenen bei ihren Eroberungszügen aus ihrer glänzenden, verfeinerten Asiatischen Welt in das rohe und kunstarme Europa herüber: durch sie wurde in Spanien das Baumwollen-Papier verbreitet, welches eigentlich in Syrien zu Hause war und deshalb von den Europäern Charta Damascena genannt wurde. Viele Manuscripte des 12ten Jahrhunderts, deren Alter über das 12te Jahrhundert hinaufreicht, sind auf solches Baumwollen-Papier geschrieben. Die Bereitung des Papiers aus leinenen Lumpen war den Sarazenen gleichfalls schon vor dem 12ten Jahrhundert bekannt. Im Esturial befindet sich eine Arabische Uebersetzung der Aphorismen des Hippokrates, auf Leinen-Papier geschrieben und aus dem ersten Jahre des 12ten Jahrhunderts datirt. In Europa kam zunächst ein aus Leinen und Baumwolle gemischtes Papier in Gebrauch; auf dem Chapter-Hause in Westminster wird ein aus Deutschland an Hugh de Spencer geschriebener Brief aus dem Jahre 1313 aufbewahrt; das Papier besteht aus besagter Zusammensetzung, ist so dünn wie unser heutiges und hat ein Wasserzeichen. Das reine Leinen-Papier war anfangs sehr selten und kam erst mit Ablauf des 13ten Jahrhunderts allgemeiner in Gebrauch. In der ersten Zeit war es zwar schön weiß und fein, aber zu fest und dick, wie Kartenblatt; erst später hat man es dünner und leichter bereiten gelernt.

Eine andere Frage, welche sehr oft die Wissbegier rege gemacht, ist folgende: wann und wie entstand die Europäische Galanterie gegen das weibliche Geschlecht? Mancherlei Antworten hat man darauf gegeben: den Einen zufolge schreibt sich diese für Europa so ehrenvolle und der Civilisation so günstige Sitte schon aus dem Leben unserer Vorfäter in den Germanischen Urwäldern her; Andere suchen ihren Ursprung bei den Arabern und in deren überspanntem phantastischen Wesen; die Meisten erklären es aus dem Einflusse der christlichen Lehren, wodurch das Weib dem Manne gleichgestellt worden. Hallam spricht sich gegen alle drei Erklärungsweisen aus und bringt seinerseits mit großer Kühnheit eine vierte zu Tage. „Der Grund“, sagt er, „liegt in den Römischen Gesetzen der späteren Kaiserzeit, wonach Weiber Grundbesitz erwerben und vererben konnten; ferner in der Gunst und Achtung, welche der geistliche Stand den Frauen erwies; hauptsächlich aber in dem frühlichen Mißgange, in welchem der kriegerische Adelsstand die Zwischenzeiten der Ruhe unter Festlichkeiten und verliebtem Scherze verlebte.“ Hier möchte man aber Herrn Hallam weiter fragen: woher kam es denn, daß ein solches Gesetz, wodurch der Grundbesitz des Ritters und Waffenhäuptlings in schwache Weiberhände übergeben kann, daß ein solches Gesetz gerade in jenen kriegerischen Zeiten sich geltend machen und behaupten konnte? Wahrscheinlich verdanken jene geistlichen Bestimmungen ihren Ursprung größtentheils dem Einflusse und den Lehren des geistlichen Standes, der damals mit dem Kriegerstande

die Herrschaft über die Welt theilte und bei der Abfassung von Gesetzen vornehmlich die Hand im Spiele hatte. Und da die Mitglieder dieses Standes bei ihrem mönchischen, ehelosen Leben kein persönliches Interesse an dergleichen Gegenständen haben konnten, so bleibt uns nur die eine Erklärung übrig, daß sie als Becklindiger der christlichen Lehre im Geiste derselben gehandelt und Hobe wie Geringe zur Befolgung ihrer Vorschriften ermahnt haben, wonach zwischen Männern und Frauen auf Erden völlige Gleichheit der Rechte bestehen, dem Weibe Ehre und Achtung gebühren, wonach der Gatte die Gattin lieben soll wie sich selbst, und ihr die Treue unverdächtig halten, wonach endlich Mann und Weib vor Gottes Angesicht nur ein Leib und eine Seele sind. In den ersten Zeiten des Christenthums mögen die eingewurzelten heidnischen Sitten und Lebensansichten der Römischen und Griechischen Welt sich gegen diese Sittenlehre hartnäckig aufgelehnt haben; nachdem aber das Heidenthum gänzlich erloschen war und das Licht der Offenbarung mit dem freien, natürlichen Triebe des menschlichen Herzens zusammenwirkte, das schwächere Geschlecht in der Liebe und Achtung des Stärkeren zu leben, brauchen wir da die Ursache einer großen Veränderung in den Sitten erst noch im Staube gerichtlicher Verhandlungen aufzuspielen? — Noch weniger können wir der Erklärung beistimmen, die aus dem Mißgange und verliebten Zeitvertreib des Ritterstandes hergenommen ist. Durch solche Art des Umganges ist das weibliche Geschlecht nicht in seiner moralischen Würde erhöht, sondern viel eher durch Untergrabung seiner Sittlichkeit herabgewürdigt worden.

Das 13te Jahrhundert darf in Wahrheit das Zeitalter der Erfindungen heißen, und die größte von allen ist die Buchdruckerkunst. Bekanntlich ist die Ehre dieser Erfindung zwischen zwei Namen streitig, Johann Gutenberg von Mainz und Lorenz Coster von Harlem; bei weitem die stärkeren Beweise sprechen jedoch für den Deutschen. So merkwürdig diese schönste menschliche, man möchte beinahe sagen übermenschliche Erfindung an sich selbst ist, so scheint es doch noch merkwürdiger, daß man ihr schon in den frühesten Zeiten mehrmals nahe gekommen war, ohne daran zu denken. Unter den Ueberbleibseln des alten Pompeji finden sich Bleiplatten, worauf der Name des Eigenthümers eingedrückt, also im wahren Sinne des Wortes gedruckt ist. Wenn ein Römer sein Schaf stempelte, so war dies auch in gewissem Sinne gedruckt. Seit undenklichen Zeiten haben die Chinesen den Druck mit Holzplatten gekannt und geübt; auch in den Niederlanden gab man sich zu Anfange des 13ten Jahrhunderts, wahrscheinlich auch schon früher, viel mit solchem Holzdrucke ab. Namentlich wurden die gegen Ende des 14ten Jahrhunderts erfundenen Spielarten häufig in Holz geschnitten; indes blieb es doch noch lange der gewöhnliche Gebrauch, sie auf Pergament zu malen. Ein weiterer Schritt geschah damit, daß man Heiligenbilder mit ein paar Zeilen darunter zur Erklärung in Holz schnitt. Man kam auf diesem Wege sogar dazu, ganze Seiten Schrift in Holz zu schneiden und abzudrucken; sogar Bücher brachte man damit zu Stande, sogenannte Blockbücher, die aber immer nur aus wenigen, auf einer Seite bedruckten Blättern bestanden. Man war hiermit der großen Entdeckung ganz nahe, und der Schlüssel, durch dessen Hilfe das fruchtbarste Problem aller Zeiten gelöst worden ist, hieß: bewegliche Lettern. Den ersten Gedanken hierzu hat Gutenberg um das Jahr 1440 zu Straßburg gefaßt, wo er sich damals aufhielt. Fünf Jahre, heißt es, brachte er mit mühsamen Versuchen hin, seine Erfindung zu vervollkommen; um das Jahr 1450 trat er in Verbindung mit Faust, einem reichen Handelsberrn aus seiner Vaterstadt Mainz. Zu diesen Beiden gesellte sich Peter Schöffer, und ihm verdankt man, zwei Jahre später, die Haupterfindung, wodurch der Druck erst seine ganze Leichtigkeit und Vollkommenheit erlangt hat: nämlich die stählernen Stäbe und Formen, worin die Lettern, die sogenannten Matrizen, geschlagen werden. Hierdurch wurden die früheren beweglichen Lettern von Holz überflüssig, nicht minder auch die in Metall geschnittenen, auf die man später versiel; die ersteren waren viel zu ungeschickt, die letzteren wurden zu kostspielig. Seit Schöffer's Erfindung bis auf den heutigen Tag hat die Kunst des Buchdrucks sich in nichts Wesentlichem mehr geändert.

Es fragt sich nun: welches ist das erste gedruckte Buch, das wir dieser edlen Kunst verdanken? Es leidet keinen Zweifel und gereicht der Buchdrucker-Kunst zur Ehre, daß die heilige Schrift das erste aller gedruckten Bücher gewesen ist, und zwar eine Lateinische Bibel, unter dem Namen der „Mazarinischen“ bekannt, weil man sie vor etwa hundert Jahren in der Bibliothek des Cardinal Mazarin zu Paris aufgefunden hat. Sie trägt keine Jahreszahl, aber es läßt sich mit triftigen Gründen darthun, daß sie um das Jahr 1455 gedruckt seyn muß. Es ist ein sonderbarer Umstand, daß man, bevor die Mazarinische Bibel gefunden war, von dem Vorhandenseyn dieses ältesten Druckes gar nichts wußte, während seitdem an anderen Orten nicht weniger als siebzehn Abdrücke davon entdeckt worden sind. Einige von diesen ältesten Bibeln sind auf Pergament, andere auf vorzüglich schönem Papier gedruckt, mit scharfen, tief schwarzen, im Allgemeinen sehr schönen Lettern. Was letztere betrifft, so wollen einige Kunstverständige behaupten, sie wären in Holz, andere, sie wären in Metall geschnitten gewesen; wahrscheinlich aber waren sie gegossen. In einem Exemplar auf der Königl. Bibliothek zu Paris ist auf dem Vorderblatte bemerkt, daß dieses Buch gebunden, gemalt und fertig geworden zu Mainz, am Tage Mariä Himmelfahrt (15. August), Anno 1456. Rechnet man nun die Zeit, welche damals der Druck eines so voluminösen Buches erfordern mußte, rechnet man ferner die Zeit für den Einband und für das Auemalen, wovon letzteres namentlich eine überaus künstliche und langwierige Operation, so wird es sehr wahrscheinlich, daß der Druck im Jahre 1450 oder nicht viel später begonnen haben muß. Doch hat sich noch kein Exemplar gefunden, welches der Mazarinischen Bibel den Vorrang im Alter streitig machte. Es gereicht der Religiosität der Engländer, oder, wenn man will, ihrer gelehrten Freigebigkeit, zum Ruhme, daß von den achtzehn Exemplaren, die über-

haupt von diesem ältesten Bibeldrucke vorhanden sind — und zwar neun in den öffentlichen Bibliotheken und neun in Privatbesitz — daß hiervon die letzteren neun sämtlich, von den ersteren aber drei sich in England befinden. Noch ganz kürzlich ist ein solches Exemplar um den Preis von 700 Pfund erstanden worden.

Unmittelbar auf die Erfindung der Buchdrucker-Kunst folgte eine neue, gleichfalls vom größten Einflusse auf die Verbreitung nützlicher Kenntnisse und auf die Verfeinerung des Geschmacks: der Kupferstich. Der Erfinder ist allem Vermuthen nach ein Italiäner, Thomas Finiguerra; im Jahre 1478 gab ein Niederländer, Arnold Wuckin, die Geographie des Ptolemäus mit Kupfertafeln heraus. Das geographische Studium begann überhaupt damals die Geister in hohem Grade anzuziehen. Ptolemäus' Kosmographie war bereits seit Anfange des Jahrhunderts in Uebersetzungen bekannt; aus ihr lernte man den Gebrauch der Meridiane und Parallelen. Die durch Prinz Heinrich von Portugal gestiftete Akademie gab zuerst Karten heraus, mit geradliniger Projection der Meridiane. Die allgemeinere Ausbreitung des Handels, die Entdeckungen der Portugiesen bei ihren Versuchen zur Umschiffung von Afrika, der allgemein in Europa erwachende Unternehmungseifer und Forschungstrieb, alles dies kam der Erweiterung des geographischen Wissens zu Statten, und wenn die Karten und Werke aus jener Zeit eine große Verwirrung und Lückenhaftigkeit der Kenntnisse bekunden, so dürfen wir nie vergessen, daß aus diesen unvollkommenen Bestrebungen ein Kolumbus und die Entdeckung einer neuen Welt hervorgegangen sind."

Das Buch des Herrn Hallam, aus dem wir den Leser hier unterhalten haben, leidet indeß an einem Fehler, den es mit allen Schriften desselben Verfassers gemein hat, und der nicht in der Behandlung des Gegenstandes durch den Autor, sondern in der Wahl und Abgränzung desselben liegt. Der Plan ist nämlich viel zu weit angelegt für den Raum, für die Zeit, viel zu weit für die Kräfte eines Einzelnen. Er soll die Gesamtgeschichte des menschlichen Geistes umfassen, nicht, wie der Titel besagt, während dreier Jahrhunderte, sondern während mehr als eines Jahrtausends; denn es liegt in der Natur dieses Gegenstandes, daß die Darstellung, um uns in das 13te Jahrhundert einzuleiten, an das 6te anknüpfen muß. Wir fragen, wie wird es möglich sein, hier die unermessliche und schrankenlose Fülle der Thatfachen in die versprochenen drei Bände zusammenzubringen? In Rücksicht des Gegenstandes nach seiner Wichtigkeit und Reichhaltigkeit wären dreißig Bände nicht zu viel; in Rücksicht der heutigen Zeit und Lesewelt wären jene drei vielleicht schon zu lang. Unhaltendes, geduldiges, vielumfassendes Studium ist heute nicht mehr an der Tagesordnung; unsere aufgeklärte Generation nimmt sich kaum die Zeit, zu lesen, geschweige denn zu studiren; man verschlingt die guten Bücher, wie ein gutes Diner, will aber auch schon am nächsten Tage wieder ein anderes haben. Andererseits ist die Aufgabe, welche Hallam sich gestellt hat, wesentlich eine encyclopädische und will mit vereinten Kräften betrieben sein; es gilt die Eroberung eines weit ausgedehnten Gebietes, wo man auf allen Punkten zugleich und mit gleicher Kraft vordringen muß. Man denke sich, wenn eine Geschichte der Literatur Europa's in den letzten hundert Jahren in Aufgabe gestellt wäre — welche ein Schauplatz, welche ein weitumfassendes, unübersehbares Panorama! Welche Verschiedenheit, und doch welcher innige Zusammenhang der einzelnen Parteien! Welches Gewühl, und doch welches deutliche lebendige Hervortreten der Gestalten! Was für eine bunte Mannigfaltigkeit der Farben und Charaktere, und doch welche Bestimmtheit und Schärfe in den Umrissen, in den Kontrasten! Welcher Einzelne, und wäre er noch so sehr Meister, könnte sich einer solchen Schilderung gewachsen! Die leichte französische Leichtfertigkeit mochte wohl ein und die andere oberflächliche Skizze hinwerfen und sie unter dem pomphaften Titel „Histoire de siècle de . . ." in die Welt schieben; Ernst und Gründlichkeit aber werden nach dem Ruhme, den man so erwirbt, kein Verlangen tragen.

Wenn jedoch ein von Natur so weit ausgebreiteter inhaltreicher Gegenstand mit Gewalt in einen beschränkten Raum zusammengedrückt werden soll, so sind die Folgen leicht vorauszusetzen; die Geschichte muß an Reiz und Schönheit ihrer Form, sogar an ihrer Wahrheit verlieren, wenn sie zusammengepackt wird, um transportabel gemacht zu werden. Es sind höchst lebendige eindringliche Schilderungen in Hallam's Buche, Vieles ist mit Geist und großer Beredsamkeit ausgeführt, der Charakter der Zeiten oft mit glücklicher Klarheit ins Licht gestellt; aber noch öfter merkt man deutlich, wie sehr der Verfasser sich in dem Raume beengt fühlt, und wie wehe es ihm thut, wenn er Gestalten wie Dante, Petrarca, Leonardo da Vinci, schnell wie Schattenfiguren an uns vorüber führen, wenn er diese riesenmächtigen Geistesumrisse ins Zwerghafte verkleinern und, kaum daß ein Lichtblick darauf gefallen, die Tafel weiter schieben und zum Folgenden übergehen muß. Ungeachtet aber dieses Uebelstandes hat man vollen Anlaß, dem Verfasser für sein grundgelehrtes, geistvolles, auf vielseitige Forschung gegründetes Werk den freundlichsten Dank zu zollen, um so mehr, je seltener Gelehrte von seinem Kaliber und seinem rein wissenschaftlichen Eifer zu werden anfangen.

Frankreich.

Paul de Kock's schriftstellerischer Ruf in England.

(Schluß.)

Frère Jacques ist vielleicht nicht das vollkommenste Werk unseres Autors, aber es ist eines der überraschendsten und belebtesten Gemälde seiner Hand. Der Verfasser eröffnet die Erzählung mit einem jener febllichen Bilder aus dem wirklichen Leben, in deren Zeichnung er unüberwundener Meister ist. Er führt die Leser zu einem Hochzeitsfeste, welches in „Cadran bleu“, einem beliebten Gasthause für die Pariser

Mittellassen, gefeiert wird. Abeline, die junge Braut, ist ein reizendes Wesen; sie ist sanft, liebenswürdig, bescheiden und zärtlich dem Bräutigam Edouard Murville ergeben. Es ist eine Verbindung durch gegenseitige Liebe, aber auch mit gegenseitiger Klugheit berechnet — die Dame hat als Begleiterin ihrer persönlichen Reize eine stattliche Mitgift, und der junge Mann erfreut sich einer anständigen Stelle bei der Verwaltung. Edouard hat einen einzigen Bruder, Jacques, der das vernachlässigte Kind, während er selbst das Mutterstöhnchen war. Er war in den Knabenjahren still, ordnungselikend, vorsichtig, aber von schwachen Geistesfähigkeiten; während Jacques lärmend, wild, bestig, aber männlich und mit Geist begabt war. Dieser fand wenig Befriedigung in einem väterlichen Hause, wo seinen natürlichen Neigungen Gewalt angethan wurde; er verschwand in seinem fünfzehnten Jahre, und man hat nichts wieder von ihm gehört.

Madame Germeuil, die Mutter Abeline's, hat ihrer Tochter vergönnt, Murville vor glänzenderen Bewerbern den Vorzug zu geben. Unter den lustigen Gästen des Festes macht uns der Verfasser in seiner kunstvollen Weise durch ein paar Worte auf eine Person aufmerksam, die in der Geschichte eine bedeutendere Rolle spielen soll, als alle übrigen Personen. Dufrene, so heißt diese Person, ist ein Mann von etwa dreißig Jahren. Man würde ihn für schön halten müssen, allein er hat etwas Zweideutiges und Hämisches in seinem Ausdrucke, was Vertrauen und Achtung von ihm fern hält. Er ist von der Schönheit der Braut bezaubert, ist überroscht von dem Glücke des jungen Paares, und als ein Mann, der seinen Wunsch der Bedenklichkeit des Gewissens aufopfert, faßt er augenblicklich einen abscheulichen Entschluß.

Den folgenden Tag belauschen wir die traulichen Gespräche Edouard's und seiner Braut. Sie unterhalten sich mit der Ausschmückung der Hoffnungen auf ihre Zukunft; der junge Mann will seine Stelle in der rauschenden Weltstadt niederlegen und sich dafür dem Landbau und ganz seiner Abeline auf einem Gute fern von den Mauern der Stadt widmen. Glücklicherweise liest er gerade in den Intelligenzblättern, daß das Haus, wo er seine Kinderjahre verlebte hat, zu Billeneuve St. Georges, zum Verkaufe ausgesetzt wird. Die junge Frau ist von dem Gedanken bezaubert, das Haus bewohnen zu können, wo ihr theurer Edouard seine Kindheit verlebte hat; die vorsichtigen Einwendungen der Mutter werden bald überwältigt, und sie willigt ein, mit den glücklichen Kindern nach Billeneuve zur Besichtigung des Hauses zu fahren. Mit einer Meisterhand, einzig in ihrer Art, malt uns der Dichter jetzt die Gefühle, welche sich des Herzens Edouard's bemächtigen, als er das ihm durch so viele Erinnerungen theure Haus auf einmal nach langer Abwesenheit wieder erblickt. Aber als er sich mit wehmüthigen Träumen an den Erinnerungen weidet, die wie der Schatten der Vergangenheit an ihm vorüberschweben, als er am tiefsten in Anschauungen der zarten Gestalten seiner Kindheit versunken dasteht, erscheint ihm auch das Bild seines Bruders, seines verlorenen Jacques! Er wird bei dieser Erinnerung mit Trauer erfüllt; er überredet sich, der unglückliche Filschling habe zu leben aufgehört, weil er's fast so wünscht. Er schreift vor dem Gedanken zurück, der Bruder könnte in den dürftigsten, ja unehrbarsten Umständen sein. könnte Bettler, Bagaubund, Sträfling sein und jetzt plötzlich kommen und ihn bei der guten Mama Germeuil schlecht empfehlen! Aber Edouard ist, obgleich selbstsüchtig, doch nicht süßlos; er denkt nicht, seinen Bruder von sich zu weisen, wenn er jetzt erschiene; gleichwohl fürchtet er, ihm in Schmach oder Unglück zu begegnen. Unter diesen düsteren Betrachtungen setzt er mit seinen Begleiterinnen die Untersuchung fort, und sie kommen an die Gränze des Gartens, der vom offenen Felde durch ein Gitter getrennt ist. Plötzlich bemerken sie das Gesicht eines auf der anderen Seite des Gitters stehenden Mannes, der schweigend und ernst in den Garten blickt. Sein Aussehen war ein wenig beunruhigend; ein dicker Wald von Schnurrbart ragte von dem sonnenerdranneten Gesichte hervor, durch welches sich auf einer Seite eine lange Narbe zog, und die schwarzen rollenden Augen vollständig die unglückliche Meinung, die man sich beim ersten Anblick von dem Charakter dieses Mannes machen mußte. Er bemerkte die Unruhe der erschreckten Damen und verschwand. Man beschließt, das Haus zu kaufen, und fährt nach Paris zurück. Nachdem Edouard alle nöthige Vorbereitungen zum Kaufe getroffen hatte, reist er wieder nach Billeneuve, um ihn abzuschließen. Er ist im Garten, Pläne zu verbessernden Abänderungen erwägend, als die Figur am Gitter wieder erschrint. Die ärmliche Kleidung und der verwahrloste Zustand des Gesichts zeugen nicht von günstigen Umständen, und doch ist der Fremde, wie der Leser schon errathen haben wird, kein Anderer, als Jacques! Der Kampf in Edouard's Gefühlen zwischen der natürlichen Scham, den armen Bruder zurückzustossen, und der gezwungenen Scham, ihn anzuerkennen, ist mit der tiefsten Kenntniß der menschlichen Natur geschildert. Jacques ist einfach, unbesangen, derb, aber männlich, ernst und stolz. Seine ungetünfelte Freude, den Bruder wiedergesunden zu haben, geht allmählig in bittere Kränkung und Enttäuschung über, als er diesen kalt und verlegen über die Entdeckung findet, als dieser ihm gar Almosen anbietet. Jacques entfernt sich im Zorne; der schwache Edouard hat sein Benehmen aber schon bereut, er läuft dem Bruder nach, ruft ihn beim Namen — es ist zu spät, der beleidigte Jacques ist abermals verschwunden. Aber Edouard tröstet sich mit gewohntem Wankelmuth gleich wieder. „Ich habe ihm ja Geld angeboten“, sagt er zu sich; „wie kann ich ihn denn meiner Schwiegermutter und meiner Frau in diesem Zustande vorstellen?“

Der glückliche, leicht zu tröstende Ehemann kehrt zur Frau und der Dichter mit uns zu Jacques zurück. Der Charakter des Letzteren ist eine der kunstvollsten Schöpfungen de Kock's. Seine Einfalt und Ueberspannung taugten für den Charakter eines Lustspielhelden, aber sie werden durch die hohen Grundsätze von Ehre bei ihm ausgeglichen. Seine zahlreichen Abenteuer nehmen einen großen Theil des Buches ein, wo sie, wie die Abenteuer Scipio's im Gil Blas, unterhaltende Episoden bilden. Jacques geht endlich zur Armee und dient mit Ehre

und Auszeichnung. Leider kann ihn sein Verdienst nicht befördern, da er im väterlichen Hause nichts gelernt hat, und er bleibt gemeiner Soldat. Er wiegte sich immer in der Idee, einst ins Vaterhaus zurückzukehren und durch erlangte Ehrenzeichen die Würde des Familiennamens zu verschönern; die Idee realisiert sich durch den Empfang des Kreuzes der Ehrenlegion, das er in seiner Armuth jetzt abgöttisch verehrt. Er ist selig in der Aussicht, daß seine Verwandtschaft stolz seyn wird, in ihm einen Tapferen aufzunehmen, der das vergiftete Kreuz errungen hat — er wird enttäuscht am Gartengitter durch seinen Bruder. Nach der unglücklichen Begegnung sucht Jacques seinen alten Waffenbruder Sans-Souci auf, dessen Charakter natürlich das Spiegelbild seines Namens ist, und beide Kameraden lassen sich in dem Hause eines Landmannes nieder. Sans-Souci leistet zu Hause der Wirthin tausend kleine Dienste, während Jacques den Tag über mit dem Wirth die Feldarbeit versteht, des Abends hundert alte Schlachten noch einmal mitkämpft, des Nachts an seinen Bruder denkt oder die Augen zum Troste auf das geliebte Kreuz wirft.

Unter dessen eilt der Bruder zu Villeneuve seinem Verderben mit schnellen Schritten zu. Derselbe Monsieur Dufresne, der uns von der Hochzeit her unvorthellhaft bekannt ist, weiß sich in das Vertrauen des jungen Ehemannes einzuschleichen. Dufresne ist ein Mann von großer Klugheit, aber auch von der größten Verworfenheit in seinen moralischen Grundsätzen. Er faßt gleich Anfangs eine verbrecherische Liebe für Adeline; aber unser Verfasser kennt den Menschen zu sehr, als daß er einen solchen Wüthwicht bloß von der Leidenschaft der Liebe beherrscht seyn ließe; es ist ihm nicht bloß um Edouard's Weib zu thun, er liebt auch dessen Vermögen. Unter dem reichsten Humor, durch den der kräftigste Satyr hervorgeht, führt uns der Dichter zu dem Punkte, wo wir Ed. Murville fertig unter den Händen seines teuflischen Meisters finden, verberbt an Geist und Seele, zu Grunde gerichtet in seinem Vermögen und sein häusliches Glück unwiederbringlich zerstört. Ueber den Scenen der Mißthat und des Verderbens schwebt Adeline allein als ein guter Geist; sie ist ein Ideal von weiblicher Sanftmuth, Güte und Adel in der Mitte der Schande und des Betrugs. Bald aber erbleicht auch diese Glorie. Durch eine schreckliche List bemächtigt sich Dufresne der Person Adelines, sie ist unschuldig, aber entehrt. Der Dichter begehrt hier einen großen Fehler; er hätte uns den Schmerz über dieses Verbrechen sparen sollen; die moralische Lehre hätte folgen können, ohne dieses furchtbare Opfer. Adeline entfernt sich mit ihrem Töchterchen, und Murville ist schon ein Falschmünzer. Vergebens sucht ihn seine schuldlose Frau auf, um ihn zu retten; er ist in der Lage, wo der Name Murville ihn den Händen der Gerechtigkeit überliefern würde, er trägt einen falschen Namen, er ist ein Ausgestoßener gleich Jacques, aber welcher himmelweite Unterschied zwischen den Wegen, welche Beide vom Vaterhause und dem Vaternamen genommen haben! Adeline wird zufällig mit Jacques bekannt und findet Unterstützung von seiner Hand und ein Dach in demselben Bauerhause, wo der einfache Soldat lebt. Sie erfährt endlich, daß Murville zu Paris in Ketten liegt, sie eilt mit ihrem Kinde dorthin, sührt geradesweges nach dem Gefängniß und findet vor demselben eine gaffende Menge, die ihr den Zugang verwehrt. Eine infamirende Strafe wird an einem armen Sünder vollzogen; ihr sanftes Herz mag dies nie sehen, und jetzt hat sie auch keine Zeit dazu, sie will zu ihrem Manne, dem Vater ihres Kindes, das sie auf dem Arme hat. Das Volk giebt ihrem Bitten nach, läßt sie vorwärts, sie hört plötzlich einen Schmerzensschrei von wohlbekannter Stimme, sie hebt die Augen auf — sechs Schritte vor ihr steht Murville von den Gendarmen umringt, in diesem Augenblicke gebrandmarkt! Daß sie in Ohnmacht zu Boden sinkt, würde auch ein anderer Dichter sagen, aber de Kock beschreibt diese Scene so ergreifend und schildert mit wahrer Weisheit den Wechsel in der Theilnahme der rohen Zuschauer so schön, wie es nur ein Mann thun kann, der die Liebendwürdigkeit der menschlichen Natur genau kennt. Adeline hat den Verstand durch den Anblick verloren, und ihr Delirium hält glücklicherweise lange genug an, um sie vor den schrecklichen Folgen ihres Unglücks zu bewahren. Auf ihrer Reise nach Paris lernte sie ein alter, edler Mann kennen, der von ihrer Jugend und ihrem Schmerz ergriffen wurde und sie auf dem Gipfel ihres Mißgeschickes noch weniger verlassen konnte. Er brachte Mutter und Kind auf sein Landhaus und ließ sie pflegen. Jacques, als er die Flucht Adelines nach Paris erfuhr, machte sich mit dem Kameraden Sans-Souci auf, sie einzuholen. Auf den Boulevards begegnet ihnen ein Trupp Verbrecher, die man nach Toulon auf die Galeeren transportirt; Jacques sieht auf die Gruppe und entdeckt seinen Bruder! So schnell wie der unglückliche Erkennungsblick war seine Hand an der Decoration, die er zitternd vom Kleide löst und sie in seinem Busen verbirgt. Kein Wort sagt uns der Dichter weiter über die Gefühle Jacques in diesem Augenblicke, und jeder Menschenkenner wird eingesehen, daß dieser Eine Zug mehr sagt, als viele Worte. Ed. Murville entflieht nach kurzer Zeit von den Galeeren, erwordet einen Beamten, der ihn entdeckt und angeben will, und geräth zufällig in eine Räuberbande, deren Hauptmann Dufresne ist.

Adeline befindet sich noch im Hause des guten Alten, Herrn Gervais. Ihr fortdauerndes Delirium ist mit den lebhaftesten Farben und ganz ohne Uebertreibung dargestellt. In einer stürmischen Nacht verlangen drei Reisende Obdach bei Gervais; es waren Dufresne, Murville und ein Räuber, die das Haus bestehlen und den Besitzer ermorden wollen. Nachdem Alles im Hause ruhig war und noch zwei Räuber heimlich eingelassen worden, ging man ans Werk. Man wußte von dem Daseyn einer Wahnsinnigen im Hause, und Murville wurde vom Hauptmann beordert, in ihr Zimmer zu dringen und sie beim ersten Abenden Laut abzusetzen. Der Leser begreift den ganzen dramatischen Schrecken dieser Situation. Edouard, im Zimmer Wache haltend, hört

plötzlich die mit ihrem Kinde im Bette liegende Wahnsinnige schreien: „Du bist es — Du bist es!“ er stürzt mit geschwungener Waffe auf Bett — und erkennt Frau und Kind. Sie selbst ist von dem Anblick eines Mörders so erschüttert, daß ihr plötzlich der Verstand zurückschleht, sie erkennt Murville und sinkt in seine Arme. Nichts Herzzerreißender giebt, als diese Scene. Murville muß seine Frau vor sich selbst retten und flieht. Es war auch hohe Zeit; denn unten waren Jacques und Sans-Souci angekommen, die den Aufenthalt Adelines erfahren haben und hierher eilten. Dufresne fällt von Jacques' Hand und Gervais ist gerettet. Dieser kauft aus Dankbarkeit das väterliche Haus seines Reiters zu Villeneuve, St. Georges, und schenkt's ihm, und Jacques theilt es mit seiner Schwägerin, die mit ihrem Kinde bei ihm lebt. Neun Jahre waren vorüber, der Schwager, die Frau und das Kind bemühten sich, das Vergangene zu vergessen, aber Jacques hat das Kreuz der Ehrenlegion nicht wieder angelegt; in seiner Einsamkeit denkt der arme Jacques, der Bruder eines Verbrechers hat keinen Anspruch mehr an ein solches vergiftetes Symbol der Ehre.

Eines Tages zeigt sich auf demselben Plage an dem bedeutsamen Gitter eine Figur, die weit mehr zerlumpt, weit mehr entstellt, als Jacques zu jener früheren Zeit war. Adelines Tochter gewahrt den Fremden zuerst, sie ruft in ihrem Schrecken nach der Mutter und dem Dunkel, sie kommen und — finden Edouard! Die Hächer sind ihm heiß auf der Ferse, und er, der hier den Bruder wegen des bloßen Verbrechens der Armuth einst von sich gestoßen hat, steht da als Fälscher, Mörder und Straßenräuber. Jacques ist allein mit dem Bruder, die Gendarmen sind von ihrer Beute nur noch wenige Schritte entfernt. Um die Katastrophe vollkommen zu begreifen, muß der Leser sich aber scharf vorstellen, daß der Schauplatz der Erzählung Frankreich ist, daß Jacques ein Franzose, ein französischer Soldat unter Napoleon, ein Ritter der Ehrenlegion ist, daß bei ihm noch besonders die Ehre über Alles geht. Sein Bruder hat nur eine schwachvolle Hinrichtung zu erwarten, und um ihn und die Familie vor dem Schimpf zu retten, giebt er ihm ein geladenes Pistol, und Edouard macht sogleich den tödtlichen Gebrauch davon. In seines Bruders Grab legt Jacques sein Kreuz der Ehrenlegion.

Der Leser wird mit uns einsehen, daß hier ein ungewöhnlicher Reichthum der Erfindung ist, eine große Mannigfaltigkeit von Zwischenhandlungen und dramatischen Situationen, und daß ein Mann, der dies hervorbringt, mehr als gewöhnliche Gaben haben muß. Wir fügen nur noch hinzu, daß in seinem neuesten Werke Zizine, das voll Schönheiten und Kraft ist, der Dichter sich wirklich einer größeren Reinheit im Geschmacke wie im Worte bezieht, und wir legen das Vertrauen, daß der Strom dieses kühnen und reichen Genies desto mehr sich klären wird, je länger sein Lauf ist.

In einem gefühlvollen Briefe, welchen der Graf Alfred d'Orsay vor einigen Monaten in die Londoner Blätter einzurücken ließ und welcher das Publikum mit dem Verdienste und dem Mißgeschick de Kock's bekannt macht, nennt dieser gebildete Edelmann den Dichter den Smollett der Franzosen. So sehr wir auch Smollett achten, so glauben wir doch, man hat mit der Phrase dem französischen Schriftsteller kein übertriebenes Kompliment gemacht. Mag es seyn, daß Letzterer weniger gelehrt ist, auch keine so durch und durch vollkommene Charaktere wie Strap, Pipes und Matthew Bramble aufweisen kann; allein er übertrifft Smollett gewiß in Vielseitigkeit und Kenntniß der menschlichen Leidenschaften.

(Ed. Rev.)

M a n n i g f a l t i g e s .

— Das Leben ein Tanz. Von den jetzt lebenden Deutschen hat wohl Keiner seinen Namen mit solcher Rapidität verbreitet gesehen, als Strauß, der Walzer-Komponist in Wien. Man kann in doppeltem Sinne von ihm sagen, er habe die Reise um die Welt im Galopp gemacht, ja, man wird sogar bald auch behaupten können, daß sich die Erde nach den Melodien Strauß'scher Walzer im Kreise drehe. Wir haben Amerikanische Blätter vor uns liegen, die mit wahrer Begeisterung von dem „Höpe-Waltz“ (Hoffnungswalzer) und dem „Fortuna-Galopp“ sprechen und sehr naiv hinzusetzen, es sey doch zu bewundern, daß gerade die Deutschen, sonst ein so ruhiges kontemplatives Volk, solche Melodien und den Walzer überhaupt erfunden hätten. Von dem New-York-American wird Strauß mit Fulton, dem Amerikaner, der die Dampfboote erfunden hat, zusammengestellt und die Galoppade ein Dampfanz genannt. Allerdings muß für die praktischen Amerikaner, denen Zeit Geld und Geld Alles ist, ein rasches Vergnügen auch ein sehr werthvolles seyn. Die „Prager Musikanten“, die jetzt alle Hauptstädte der Union mit Strauß und Lanner bekannt machen, werden sämmtlich als reiche Leute nach Europa zurückkommen, denn außerdem, daß ihre Konzerte sehr besucht sind, theilen sie auch mit den Musikhändlern den Gewinn von den nachgedruckten Tänzen, deren Herausgabe sie besorgen. An der Spitze der „Prague Company“, die in New-York wahrhaftes Furore gemacht hat, steht ein Herr Lobek, der auch als Virtuose ungewein gerühmt wird. Ein Amerikanischer Kritiker versucht es, zu erklären, warum gerade Prag so viele ausgezeichnete Musiker liefere. Prag, bemerkt er sehr scharfsinnig, liege zwischen Dresden und Wien und bilde nun eine richtige Mitte dieser beiden Deutschen Hauptstädte, von denen die Erstere eine Stadt der Kunst (a city of art) und die Letztere eine Stadt der Natur (a city of nature) sey. Prag vereinige Beides, Natur und Kunst, und diese Vereinigung gerade wäre es, die dem musikalischen Talente stets förderlich gewesen und die unter Anderem auch eine Henriette Sontag hervorgebracht, deren wunderbarer Ruf, allerdings in etwas fabelhafter Gestalt, auch über Nord-Amerika sich verbreitet hat.